Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 42 Sonntag den 21. Oktober 1906

Spieler.

Moderner Kultur Roman von Hans Hyan.

(Nachdruck verboten.)

I.

Die Wagen hatten den Gutshof verlassen und rollten nun auf dem hart gefrorenen und schneebedeckten Boden der hier ein wenig ansteigenden Landstraße dahin. Es hatte die Nacht hindurch geschneit und so deckte ein „Neuschnee“ die winterliche Landschaft, wie ihn die zur Treibjagd hinausfahrenden Jäger sich nicht besser wünschen konnten.

„Aber wir kriegen noch mehr!“ sagte der kleine, dicke Medizinalrat Eberius, der neben dem Jagdherrn Klaus Fuchs v. Muchow, Rittergutsbesitzer auf Karsthügel und Muchow saß.

„Ja“, ja“, erwiderte der Baron mit seinem dröhnenden Baß, „sehen Se sich ja vor, daß Sie nich irgendwo stecken bleiben, Doktorchen! Meine Schwägerin reißt mir 'n Kopp ab, wenn ich Sie nich heil wieder nach Hause bringe!“

Die vier anderen Herren, die außer den beiden in der geräumigen Kalesche saßen, lachten und der Geheime Regierungsrat v. Schellenborn, ein langer, zarter Herr mit merkwürdig rosiger Gesichtsfarbe und blondem Backenbart meinte verbindlich:

„Aber das wäre ja auch schrecklich! Unser lieber Medizinalrat soll uns erhalten bleiben, so lange als möglich!“

„Na gewiß!“ bekräftigte Herr v. Muchow, „wer sollte einen denn sonst auch trösten, wenn einen das Zipperlein plagt!“

„Und wer die langen Abende mit Whist respektive einem kleinen Tempel ausfüllen helfen?!“ lächelte der Arzt.

„Hahahaha!“ Der Rittergutsbesitzer lachte, daß es über die Felder schallte, „wenn Sie nur nicht immer verlieren würden, lieber Rat! . . . ja, wahrhaftig, ein ganz schaudbares Pech, was Sie haben!“

„Leider!“ nickte Eberius, „ich wollte auch . . .“ Zufällig nach dem nächsten Wagen hinsehend unterbrach er sich und sagte:

„Mir scheint, lieber Herr Baron, die Herren dahinten befinden sich in kleiner Meinungsverschiedenheit . . . vielleicht seh'n Sie mal . . .“

„Ja, ja!“ Muchow drehte sich rasch um. „Heiliger Bimbam! . . . Da klappt etwas nicht . . . halt mal an, Jochen!“

Der Wagen hielt. Und mit einer Behendigkeit, die man diesem ungefügen Körper kaum zugetraut hätte, war Klaus Muchow vom Wagen.

Der nächste Wagen, ein Break, hatte eben still gehalten und das Geräusch drohend erhobener Stimmen, das von dort herklang, ließ den Ausbruch eines Wortwechsels vermuten.

„Aber, meine Herren, was ist denn, Sie werden sich doch nicht streiten!“ rief der Jagdherr schon von fern, indem er sich, so peinlich ihn dieses Vorkommnis auch berührte, doch bemühte, die Sache von der heiteren Seite aufzufassen. Da kam ihm der Forstmeister v. Karkowitz, ein wegen seiner Weidgerechtigkeit bekannter Forstmann, schon entgegen.

„Ich möchte Sie um die Erlaubnis bitten, mich entfernen zu dürfen, Herr Baron“, sagte der Forstmeister mit unterdrückter Stimme, während sein braunes hageres Gesicht förmlich grün ward vor Ärger.

„Aber ich bitte Sie, mein lieber Herr Forstmeister! . . . vorläufig steigen Sie mal zu uns in den Wagen!“

Damit nahm Muchow den schon älteren Herrn unter den Arm und ging mit ihm zurück zu der Kalesche, wo er fragte, ob vielleicht einer der Herren so freundlich sein wollte, seinen Platz mit dem des Herrn v. Karkowitz auf dem letzten Wagen zu vertauschen.

Sofort erhob sich ein Herr Martin Minderstedt, ein Ziegeleibesitzer aus der Umgegend, und sprang herunter, dem alten Forstmann höflich seinen Platz anbietend.

Der griff an seinen Hut, stieg auf und während Muchow wieder aufsprang, zogen die Pferde an und der Jagdzug setzte sich wieder in Bewegung.

Minderstedt blieb am Wege stehen, während die Wagen an ihm vorbeifuhren und die Insassen des dritten, die nicht recht wußten, was dieser Platzwechsel eigentlich zu bedeuten habe, neugierig nach ihm hinsahen.

Auf den vierten sprang er hinauf, ohne ihn halten zu lassen. Es war ein Jagdwagen, auf dem die sechs Herren zu je drei mit dem Rücken gegeneinander saßen. Man grüßte artig und derjenige, mit dem sich der Forstmeister gestritten hatte, Arnold Freiherr v. Sandrat, sagte lachend:

„Sie kommen doch nicht um mir Vorwürfe zu machen, Herr Minderstedt?“

Dem Ziegeleibesitzer war der Freiherr nicht sympathisch. Er hätte lieber neben jemand anderm gesessen, aber gerade Herr v. Sandrat rückte zur Seite.

„Sie müssen ihn doch aber sehr gekränkt haben, den alten Herrn Forstmeister!“ konnte Minderstedt sich nicht enthalten, zu sagen.

„Aber nein! . . .“ Der Freiherr lachte aus vollem Halse, so daß der jüngere der beiden Brüder v. Korthals, beides Artillerieoffiziere, einfiel:

„Doch, doch, Sandrat! Sie haben ihm wirklich übel mitgespielt, dem alten Herrn! . . . Er kann doch nu mal keinen Widerspruch vertragen in jagdlichen Dingen! . . .“

„Und mit Recht“, nickte Sandrat, „denn darin ist er geradezu eine Autorität! . . . Aber eben deshalb macht es mir Spaß, ihn mal aufsitzen zu lassen! . . . Der eigentliche Grund liegt übrigens viel tiefer! Ihr wißt doch!“ Er wendete sich an die beiden Korthals, „im vorigen Jahr hatte ich doch noch die Hirschjagd in Pätz! Na und da lud ich den alten Geweihfex ein, bei mir mal einen Kapitalen zu schießen. Natürlich kam er auch. Und ich, ich konnte nicht anders, ich zeige ihm die Grenze zwanzig Meter weiter, wie sie wirklich ist. Wir sitzen auch keine halbe Stunde, da knallt's, ich höre ein Brechen und gleich darauf ist's still. Ich natürlich hin und, wie ich hinkomme steht er auch schon bei seinem Hirsch. Ein feiner Krohnenzehner, bloß daß er 'n jenseits der Grenze geschossen hatte . . . Was ja an sich gar nicht so schlimm war, denn der Nachbar, den ich da hatte, der war in meine Freiherrnkrone so vergafft, daß er's womöglich noch für eine Ehre hielt, wenn ich bei ihm einen Hirsch schoß . . . Na, aber nu hättet ihr bloß mal den alten Knaben sehn sollen, den Karkowitz, wie ich zu ihm sagte: „Ja, das ist ja alles recht schön, Herr Forstmeister, aber die Hauptsache ist, daß wir den Hirsch nu über die Grenze schaffen! . . .“

„Pfui, Sandrat!“ sagte Korthals, ein schlanker, schwarzhaariger Mensch mit ernsten, dunklen Augen, der mehr den Eindruck eines Künstlers als eines Leutnants machte, „das war nicht nett von Ihnen!“

„Nee“, setzte Minderstedt hinzu, „das verzeiht er Ihnen auch sein Lebtag nicht!“

Und ein anderer, der v. Wunderlich hieß und ein verlebtes, wenig angenehmes Gesicht hatte, fragte neugierig, in näselndem Tone:

„Wie reagierte denn der alte Herr darauf?“

Sandrat lächelte zynisch.

„Er benahm sich großartig! Zuerst begriff er den Ulz gar nicht. Aber dann, wie es ihm klar wurde, daß er eigentlich gewilddiebt hatte, sagte er, ohne sich seine Aufregung anmerken zu lassen, zu mir:

„Sie müssen jetzt hier bleiben, Herr v. Sandrat, damit das Eigentum ihres Herrn Reviernachbars nicht etwa noch von andern gestohlen wird. Ich selbst werde sofort den Herrn oder seinen Stellvertreter aufsuchen und ihm von dem Vorfall Meldung abstatten!“

Ich wollte ihm nun alles mögliche erklären und hatte natürlich auch nicht die geringste Lust, bei dem dummen Hirsch solange sitzen zu bleiben, aber es half mir nichts, er bestand darauf! . . . Und ich glaube, er hätte mich zusammengeschossen, wenn ich ihm da noch weiter widersprochen haben würde . .“

Die Herren schwiegen sämtlich und nach einer ziemlich unerquicklichen Pause sagte Sandrat, ein kurzes Lachen hervorstoßend, zu seinem Nachbar, dem jüngeren Korthals, der sich ein wenig deutlich abwandte:

„Sie meinen wohl, es wäre nicht weiter schade um mich gewesen, wenn ich bei der Gelegenheit meinen Denkzettel gekriegt hätte?“

„Das will ich nicht sagen.“ Der blonde Leutnant, der ein ganz klein bißchen mit der Zunge anstieß, was ihn aber nicht übel kleidete,

sah dem Fragenden voll ins Gesicht, „aber ich finde, Sie haben nicht besonders gut abgeschnitten, bei der Affäre, Sandrat!"

Der zuckte die schmalen Achseln.

„Mein Gott, ja, wenn man alles vorher überlegen würde!"

Indem lud er rasch sein Gewehr, rief „Achtung" und schoß von drei vorbeistreichenden Krähen die eine herunter. Das war von dem ziemlich flott fahrenden Wagen auf den hochfliegenden Vogel keine schlechte Leistung und die andern Herren, froh eine Ablenkung zu finden, rühmten denn auch Sandrats Schußsicherheit.

Nur der letzte von den sechsen, ein Spanier, Miguel di Baranco, der schwieg zu allem. Er beobachtete verstohlen und sagte nur leise „Karrajo!" als der Schuß fiel, das war alles.

Übrigens eine fesselnde Erscheinung: hoch, feingliedrig und offenbar mit stählernen Sehnen und Muskeln begabt. Sein glattrasiertes Gesicht hatte den blauen Ton, welcher die Frauen hinreißt, und hinter den halb gesenkten Lidern schien das Feuer der Leidenschaft zu schlummern. So saß er, fest in seinen langen Jagdmantel gewickelt und lächelte.

II.

Der letzte Trieb wurde abgeblasen.

Man hatte eine ausgedehnte Schonung, in der auch Sauen stecken sollten, umstellt und die Treiberwehr rückte mit ihren Holzklappern lärmend und gegen die Bäume klopfend durch die verschneiten Fichten.

Auf der nicht sehr breiten Schneise, hinter der hohes Holz in raumen Beständen anfing, waren die Schützen in Abständen von je zehn Schritt aufgestellt und nachdem die Parole: „Rechts schießen!" ausgegeben war, standen die Herren mit dem Rücken dicht an der Schonung, die getrieben wurde, das schußfertige Gewehr im Arm.

Ein Kaninchen huschte über den Weg, ein Schuß fiel und das kleine Tier lag, den weißen Leib nach oben, zuckend am Rande des hohen Holzes.

Nun kamen mehr Kaninchen . . . piff! paff! ging es hier und da, aber die kleinen, grauen Dinger waren meist flinker als die Schützen.

Der Ziegeleibesitzer, der eine rote Setterhündin führte, ließ diese eben ein Karnickel apportieren, als von ziemlich weit her aus dem Fichtendickicht der Ruf scholl:

„Huh, Sau! . . . Huh, Sau!"

Da standen die Jäger, wie aus Stein gehauen. Und Martin Minderstedt flüsterte:

„Achtung, Herr v. Sandrat, da drüben!"

Aber er hatte sich geirrt, es war ein Reh, eine Ricke, die flüchtig die Schneise überfiel und unbeschossen blieb.

Sandrat, der ein dreiläufiges Gewehr, einen Drilling führte, setzte die Kugelstellung in Tätigkeit und ließ sich langsam auf das rechte Knie nieder, nachdem er vorher eine Wendung gemacht hatte und nun in die Schonung hineinsah, in die nicht geschossen werden durfte wegen der heranrückenden Treiber.

Aber ihn ließ der Jagdneid nicht ruhen. Rechts von ihm stand Korthals, der wegen seiner Schnappschüsse berühmt war, und links der Ziegeleibesitzer, der war auch auf dem Posten, besonders wenn es ein so seltenes Wild galt — da mußte man sehen, wie man dazu kam!

Jetzt ward in dem dichtverwachsenen, mit Schneelasten behangenen Tann ein Knacken und Brechen hörbar . . . Da, da quer an ihm vorbei flog etwas schwarzes!

Sandrat ließ die Kugel fahren, aber das Schwein brach rechts von ihm, hinter dem jungen Offizier hervor und überschlug sich, wie Korthals schoß, im Feuer.

Als „Trieb vorbei!" geblasen wurde und die Herren einer nach dem andern an das erlegte Wildschwein, einen starken Keiler, herantraten, war es Sandrat doch nicht wohl zumute . . . ihm war, als müsse da noch irgend etwas Böses nachkommen. Aber die Herren waren alle heiter und guter Dinge. Klaus Muchow stand auch schon da und überreichte eigenhändig dem glücklichen Schützen den Tannenbruch . . . . „Irgendwen getroffen haben kann ich doch auch nicht!" dachte Sandrat, „da würde ja längst ein großes Halloh entstanden sein! . . . ach was, Unsinn! . . ."

Und er zündete sich eine Zigarette an.

Indem kamen die Treiber hervor. Und mit ihnen Herr v. Karkowitz, der alte Forstmeister, der den sogenannten Rückwechsel des Wildes gedeckt und dabei zwei Füchse erlegt hatte.

Er lüftete erst nach altem Jägerbrauch vor dem gestreckten Hochwild und vor dem Schützen den Hut, dann schritt er auf den Freiherrn zu und sagte, ihm ein kleines formloses Stückchen Blei hinhaltend:

„Das ist die Kugel, die Sie in die Treiberwehr hineingeschossen haben, nicht wahr, Herr v. Sandrat?"

Der junge Mann sah ein wenig blöde darauf hin, er überlegte rasch, ob er leugnen sollte. Aber das ging schlecht, weil außer ihm kaum noch einer der Herren eine Elfmillimeterkugel schoß. Und das wußte der Alte offenbar, der jetzt ruhig hinzufügte:

„Die Kugel schlug dicht neben mir in einen Eichenstubben, wer weiß, wo sie sonst noch hingegangen wäre!"

„Wie", sagte jetzt der Jagdherr, „Sie schießen mit Kugeln, Herr v. Sandrat? . . . Ach, da sind Sie wohl so liebenswürdig und übergeben mir ihren übrigen Kugelvorrat. Ich habe nichts gegen Postenschüsse, aber Kugeln, nein, nein, das geht nicht! . . ."

Und Sandrat mußte wohl oder übel seine sämtlichen Kugelpatronen herausrücken. Er tat es lachend und als ginge er auf einen gelungenen Scherz ein, aber innerlich wurmte es ihn doch, daß der Alte so schnell und in einer so absolut korrekten Weise Gelegenheit gefunden hatte, ihm seine Ungezogenheit von heute früh heimzuzahlen.

Dann wurde die Strecke gelegt, die recht ansehnlich war, und die Jagd abgeblasen . . .

Eine Stunde später saßen die Herren schon im Frack oder Smoking beim Jagddiner, dem die Schwägerin des Gutsherrn, Frau Clotilde v. Muchow, präsidierte.

Eine hohe, trotz ihrer vierzig Jahre noch schlanke Frau, von der die Fama wissen wollte, Klaus Muchow sei ihretwegen Junggeselle geblieben. Und diese Entsagung des trotz seiner robusten Körperlichkeit doch so weichherzigen Mannes wäre nicht verwunderlich gewesen der blonden Frau gegenüber, deren fesselnde Erscheinung noch immer die Blicke der Männer auf sich zog.

Frau Clotilde hatte sicherlich die vierzig überschritten, aber ihr wahrhaft vornehmes Gesicht hatte auch jetzt noch jene Klarheit und Frische, die einst bei ihrer Vorstellung bei Hofe, als ganz junges Mädchen, selbst das Auge des Königs auf sie gelenkt hatte. Sie gehörte zu jenen seltenen Frauen, die wie eine helle, belebende Flamme wirken, um die sich alle gern scharen, deren Wärme allen im Hause wohltut und deren Glanz sie in Liebe bewundern . . .

Der weiße Damast des Tischtuches glänzte so einladend und von den schwersilbernen Tafelaufsätzen lachten Weintrauben und Äpfel, die das Gut selber hergab. Die Gerichte waren gut zubereitet und der Weinkeller des Barons befriedigte selbst Kenner.

So stieg die Stimmung immer höher und besonders Aribert, Frau Clotildens Gatte, der auf Muchow wirtschaftete, während Klaus in Karsthügel sein Standquatier hatte — Muchow fing schon an, verdächtig laut zu reden.

Da winkte Frau Clotilde ihrer Tochter Bianka, die neben Dagobert v. Korthals saß, und die fast ein wenig überschlanke Blondine erhob sich, reichte ihrem Kavalier lächelnd die Hand und sagte:

„Mama ruft. Auf Wiedersehen, Herr Leutnant!"

Der Leutnant sprang auf und erwiderte Wort und Händedruck in höflichster Weise. Aber seine und ebenso die Augen der jungen Dame sprachen eine ganz andre, viel innigere Sprache. Und als die Damen sich längst zurückgezogen hatten, starrte der junge Offizier noch immer so träumerisch vor sich hin, daß Sandrat ihn zweimal anreden mußte, ehe er es hörte.

Ob er dem Spiel immer noch so abhold wäre, hatte ihn der Freiherr gefragt.

Der Offizier nickte und sein Gesicht bekam einen trüben, fast finsteren Ausdruck . . . Seit der älteste, nun längst in Amerika verschollene Bruder mit seiner Spielleidenschaft so unabsehbares Unglück über die ganze Familie gebracht hatte, seitdem machte es ihm schon Pein, wenn einer dieses verdammte Hasard auch nur erwähnte . . .

„Wird denn gespielt werden?" fragte er, nur um etwas zu sagen und gleich machte sich seine Abneigung gegen die Karten geltend, er setzte hinzu:

„Ich denke, der Baron ist auch kein Freund davon! . . ."

„Im Gegenteil, er hat in der letzten Zeit recht scharf pointiert . . . Sie wissen wohl noch gar nicht, daß er unserm Klub angehört?"

„Nun, das kann doch jedenfalls erst seit ganz kurzer Zeit sein! . . . Früher, weiß ich . . ."

„Ach früher, früher! . . ." fiel ihm der andre ins Wort, „früher hab' ich auch nicht gespielt . . . so was ändert sich eben mit der Zeit und dann, sehen Sie mal, wenn man sich beim Hasard in Grenzen hält, dann ist es eben wirklich weiter nichts, wie eine angenehme Unterhaltung!"

Der Leutnant zuckte die Achseln . . . dem, das merkte er wohl, dem war nicht zu helfen! . . .

Übrigens erhoben sich schon einige der Herren und gingen ins Nebenzimmer. Sandrat stand auch auf. Auf seinen Wangen brannten rote Flecken und die sonst ein wenig matten Augen strahlten plötzlich in einem ungewissen Feuer.

Der Leutnant sah ihm nach, wie er hastig mit gespannter Miene ins Nebenzimmer ging . . . Wovon lebte dieser Herr v. Sandrat eigentlich? Er hatte, soviel der junge Offizier wußte, Jura studiert und war dann in einen sehr großen industriellen Betrieb eingetreten. Aber auch dort war er jetzt nicht mehr. Ein Bruder von ihm war noch aktiv und stand bei den Gardeschützen. Der Vater, ehemaliger Ministerialrat, war tot . . . Aber vielleicht war Vermögen vorhanden . . . übrigens . . . Korthals nahm eine Apfelsine von dem silbernen Aufsatz und löste mit einem Fruchtmesser die Schale . . . was ging ihn das am Ende an! . . . Sandrat war ihm manchmal recht wenig sympathisch, aber er war zweifellos ein Gentleman! Und mehr kann man schließlich nicht verlangen! . . . Und dann ging er ebenfalls in das Spielzimmer.

III.

Dort, in dem mit englischen Ledermöbeln in dunkelroter Farbe ausgestatteten Raume waren die meisten der Herren um einen mit grünen Tuch überhangenen Tisch herum sitzend, eben damit beschäftigt, die Plätze beim Bakkarat auszulosen.

Jener Herr v. Wunderlich, den eigentlich niemand so recht kannte, von dem aber jeder annahm, er sei mit einem oder mit mehreren von den übrigen Herren gut befreundet — Sandrat hatte ihn ebenso wie

Trudels Liebling. Nach einem Gemälde von M. Levis. (Siehe Seite 8.)

den Spanier hier eingeführt — dieser Herr v. Wunderlich hatte mit einer Gewandtheit, die auf große Übung im Spiel schließen ließ, die auf dem Tisch liegenden sechs vollständigen Whistspiele aus ihren Hüllen gerissen, jedes einzelne Spiel gut durchgemischt und sie nun, zu einer förmlichen Kartenstange, dem sogenannten „Talon" vereinigt, mit der untersten Karte gegen den Pot*) gelegt.

Er nahm jetzt, was er an Karten fassen konnte mit zwei Fingern vom Talon ab und fing an zu teilen, zu welchem Zweck er jedem Mitspieler zwei Karten und zuletzt sich selbst ebensoviel gab.

„Ich passe," sagte der Medizinalrat Oberich.

Außer ihm paßte auch Senor Baranza, die anderen Herren baten noch um Karten. Wunderlich selbst kaufte ebenfalls noch eine Karte.

Als dann aufgedeckt wurde, hatte der Spanier den „großen Schlag" und Wunderlich ebenfalls neun Points, da er sehr glücklich zugekauft hatte.

Oberich hatte sich totgekauft und kam auf den letzten Platz, der beim Bakkarat, da sich der Bankier mit den so sperrenden Spieler zuletzt beschäftigt, und auch aus Gründen des Aberglaubens, wenig beliebt ist.

So bekam Baranza die Vorhand, das heißt, er hielt die Bank und eröffnete das Spiel mit den Worten:

„Ich lege tausend Mark ein ... vorläufig ..."

Und sein Portemonnaie aus weichem, glänzendem Lackleder aus der hinteren Fracktasche holend, entnahm er diesem eine Visitenkarte.

„Wir werden uns des Papiers bedienen müssen", sagte er in seinem guttural klingenden Akzent, „denn ich vermute, daß unser gütiger Gastgeber die nötigen Jetons**) kaum zur Hand haben wird ..."

Dann schrieb er Mk. 1000 — auf die Karte und warf sie in den Pot, den man aus einer silbernen Zuckerschale improvisiert hatte.

Das Spiel begann.

Klaus Muchow gewann auf den kleinen Schlag als erster hundert Mark und der Bankhalter hatte fortwährend kleinere Beträge auszuzahlen. Witzworte und Scherze flogen noch herüber und hinüber und die Diener hatten alle Hände voll zu tun, um den Wünschen der Herren nach Porter, Sekt und Zigarren gerecht zu werden .... Das Spiel war vorläufig noch, das merkte ein jeder, mehr ein Vergnügen, als eine nervenaufreibende Aufregung ...

„Aber das wird bald anders werden," sagte Winderfeldt, der im Gespräch mit Korthals etwas abseits stand, „das sind doch die Vorpostengefechte! ... Lassen Sie nur erst ein paar große Sätze fliegen, dann sollen Sie sehen, wie es stille wird über den Wassern! ..."

„Ich verstehe von alledem nicht das mindeste," meinte der Leutnant, der sich eigentlich schon langweilte und tausendmal lieber noch mit Fräulein Bianca geplaudert hätte, „ich habe nie eine Karte angerührt!"

„Wohl Ihnen!" nickte der Ziegeleibesitzer, „ich wünschte nur, ich könnte das von mir auch sagen! ... Aber leider! Mich haben diese bösen Blätter schon sehr viel Geld gekostet ..." ein fast schwermütiger Blick seiner großen graublauen, etwas wäßrigen Augen flog zu den Spielenden hinüber ... „nein, nein!" sagte er dann leise, wie zu sich selber redend, „ich habe es mir fest vorgenommen, ich spiele nicht mehr! ... Übrigens habe ich es auch meiner Frau versprochen! ..."

„Ich kann mir gar nichts Amüsantes dabei denken!" Der Leutnant betrachtete verstohlen seinen Nachbar und fast besorgt sah er das leidenschaftliche Interesse in den Mienen des anderen, „ich glaube, ich würde es gar nicht einmal spielen können! ..."

Der Ziegeleibesitzer winkte mit der Hand.

„O, das lernt sich ja so leicht! ... Wenn es Ihnen Spaß macht, erkläre ich Ihnen rasch, worum es sich beim Bakkarat handelt?"

Dem Leutnant machte das zwar sehr wenig Spaß, aber er hoffte, daß Winderfeldt aus der theoretischen Anwendung seiner Kenntnisse etwas Beruhigung schöpfen würde, und so sagte er:

„Bitte, ich höre Ihnen gern zu!"

„Es kommt in diesem Spiel," begann Winderfeldt, „wie fast in jedem anderen Kartenspiel darauf an, die höchste Pointzahl zu haben. Und zwar gelten alle Kartenbilder je einen Point; die Zahlen, die ja bekanntlich bei dem hier verwendeten Whistspiel von zwei anfangen, gelten je nach der Ziffer. Nun ist aber die höchste gültige Zahl, die größte Gewinnzahl mit anderen Worten, die man auch den „großen Schlag" nennt, beim Bakkarat die neun. Die vorhergehende acht heißt übrigens der „kleine Schlag". Mehr wie neun Points darf man nicht haben, deswegen ist die Zehn auch gleich Null. Jeder der Mitspielenden bekommt aber zwei Karten und diese beiden Karten werden zusammengezählt, die natürlich in vielen Fällen mehr als neun und als zehn ergeben. So wird, sobald die Summe der Points aus den beiden Karten die Zahl zehn übersteigt, jedesmal stillschweigend zehn abgezogen .... Sehen Sie, den Herrn Kriegsrat Obst da drüben? Wie er eben seine Karten so umständlich hoch hielt, habe ich im Spiegel, der hinter seinem Rücken hängt, gesehen, daß er eine Sechs und eine Acht in der Hand hat. Die Acht hat er offenbar zugekauft. Nun sind das zusammen vierzehn, die Zehn fällt weg, so hat er vier Points! ... Sehen Sie, wie er überlegt! ... Es bleibt ihm doch nichts anderes übrig, er muß doch zukaufen ... Da, da! ... Jetzt hat er die Karte! ... eine Zehn! ... hat sich totgekauft! ..."

Winderfeldts Augen funkelten förmlich. Sein Atem ging schnell bei diesen in leisem Tone hervorgebrachten Bemerkungen und mitleidig sah der Leutnant auf den Gereizten, den schon die bloße Nähe des Spiels so erregt machte in seinen Empfindungen.

Korthals sagte es dem Ziegeleibesitzer auch. Das ernüchterte diesen ein wenig. Er wurde förmlich traurig.

„Das ist es ja eben! ... Man dürfte eigentlich nirgends hingehen, wo gespielt wird! ... Aber wo wird denn heute nicht gespielt? ..."

Doch sogleich packte es ihn abermals.

„Sehen Sie, da, da! ... Der Baron v. Muchow hat fünfhundert Mark gesetzt! ... Und wie's aussieht, wird der Bankier „Bleiben", das heißt, der Bankier sagt „ich bleibe" und gibt an niemand weiter Karten, an sich natürlich auch nicht! Dazu hat er jederzeit das Recht, das ist eben sein Vorteil! Sehen Sie, wie ich Ihnen sagte, der Spanier oder was er sonst ist, „bleibt" ... Er hat Muchows fünfhundert gehalten und sechs Spieler gehen noch auf zweihundertundfünfzig mit! Da, da! verloren! ... Der Spanier steckt alles ein! ... Ein toller Coup!"

Starr, mit einem leisen Schrecken der bei ihm ein wenig herabhängenden Unterlippe blickte der Ziegeleibesitzer auf die Spieler.

Korthals nahm ihn sanft beim Arm, aber Winderfeldt schüttelte die Hand des jungen Offiziers unwillig ab.

Da ging der Leutnant achselzuckend davon und, wie er nach einer Weile wieder nach dem anderen suchte, sah er ihn am Tisch sitzen und leidenschaftlich hasardieren ...

(Fortsetzung folgt.)

*) Becher für die Einsätze. **) Spielmarken.

Die römische Arena zu Verona. (Siehe Seite 8.)

Der Auszug.

Skizze von Paul Alexander. (Nachdruck verboten.)

Das enge, freundliche Stübchen war schon beinahe ganz ausgeräumt. Nur der Waschtisch und die Bettstelle standen auf ihren alten Plätzen, und die Gardinen hingen noch am Fenster; dazwischen lagen kleine Pakete und Kleidungsstücke herum. Das Garderobenbrett streckte seine vier leeren hölzernen Haken wie gierige Zähne hervor, so daß es fast aussah, als habe es Hunger nach neuer Betätigung seines Berufes. Der Kattunvorhang, der es sonst sauber verkleidete, war augenscheinlich beim hastigen Herunternehmen der einzelnen Sachen abgerissen, denn er hing jetzt an einem Faden herab, gleich einer zerschossenen Fahne nach verlorener Schlacht. Die Tür stand offen, und man sah auf der Diele, dicht an die Wand gestellt, damit keiner darüber stolpere, einen gefüllten Eimer, Seifennapf, Besen und Scheuertuch.

Auf einer mäßig großen Kiste, deren Schloß noch offen stand, saß gebückt ein alter grauhaariger Mann; er hatte soeben seine Kleider und Wäsche langsam verstaut und ruhte nun von der ungewohnten Arbeit, bei der er sich oft hatte bücken müssen, ein Weilchen aus, wischte sich den Schweiß von der Stirn und atmete tief. Da er aber gerade den Weg zwischen Bett und Fenster versperrte, so stand sein Sohn, der das Rouleau befestigen wollte, ungeduldig vor ihm und sagte nach kurzem Warten:

„Na, Vadder, nu laß mich erst mal durch, ich muß ans Fenster."

Der Alte stand langsam auf und trat einen Schritt seitwärts, um den Sohn vorbei zu lassen. „Nanu!" sagte er dabei zu einem Hund, der, hinter seine Beine geschmiegt, an der Kiste gelegen hatte; es war ein struppiger, alter Pudel, der ihm vor etwa zehn Jahren auf der Straße nachgelaufen war, und den er mitleidigen Herzens nicht hatte wegjagen mögen.

„Das alte Tier läuft einem auch immer zwischen die Beine!" sagte der Sohn und trat über das Tier hinweg. Der Alte erwiderte nichts, drückte seine Kiste noch einmal fest zu, drehte den Schlüssel im Schloß herum, und ging, gefolgt von seinem Hund, ins Wohnzimmer nebenan, um sich in den alten, bequemen Armstuhl zu setzen.

Als er eintrat, hörte er noch die letzten Worte einer Unterhaltung zwischen seiner Schwiegertochter und seiner sechzehnjährigen Enkelin.

„... das kann er Dir nich übel nehmen. Du bist doch in Dienst und nich Herr über Deine Zeit."

„Wenn Du mich meinst, denn sei man still, mein gute Doern," sagte der Alte gutmütig, „ich nehm Dir nix übel."

„Och, Vadder," rief die Frau, die sich durch seinen Eintritt etwas überrumpelt fühlte, „ich mein man, daß Anna sich keine Ungelegenheiten machen soll bei ihrer Herrschaft und alle Augenblick bei Dir angerennen kommen."

„Nee, mein Doern," erwiderte der Großvater mit freundlichem Blick seinen Herzog und Liebling, die blonde Anna, ansehend, „das darfst Du ja auch nich. Sieh mal, ich hab das da so gut. Du kannst meinetwegen ganz unbesorgt sein."

Die Kleine lächelte still und ein ganz klein wenig spöttisch vor sich hin. Dann ging sie ruhig hinaus.

Der alte Mann wollte sich niedersetzen, aber die Frau sagte eilig:

„Ja, Vadder, lang Zeit hast Du nu nich mehr, lang aufhalten darfst Du Dich nich; Hein Kahl wird wohl gleich da sein, un denn geht's los. Stell man Deine Sachen all zurecht."

„Alles in Ordnung, mein gutes Kind. Die Kiste ist gepackt und schon zugeschlossen, ich bin somit fertig; 'n Augenblick will ich mich man noch verpusten."

Der Alte setzte sich; die Frau wollte noch etwas hinzureden, fand aber nicht die rechten Worte und wandte daher mißgelaunt der Stube den Rücken. Draußen winkte ihr Mann ihr, in das ausgeräumte Zimmer zu kommen, sie trat näher und sah es sich an.

„Ja," sagte sie, „nu haben wi endlich mal 'n bißchen Platz für uns, das war doch all die Jahre 'ne Last mit den Alten. Na, nu kommt er ins Stift, da hat er das gut, und wir können aufatmen."

„Und die sechshundert Mark, die uns das kost't?" fragte der Mann dagegen, „und wenn's damit genug wär! — aber der Alte muß noch immer 'n kleinen Notschilling von uns kriegen, damit er anständig auskommen kann."

„Na, da werden wir auch wohl 'rüber kommen. Die Hauptsache is, daß wir das Zimmer kriegen. Er wird auch schon so wunderlich, wie so'n Kind, da kann ich nich immer aufpassen. Wenn Leute so alt werden, is das so das beste."

„Das is das auch," entgegnete der Sohn und schlug, auf der Fensterbank stehend, einen Nagel in die Wandbekleidung des Fensters.

Die Stimmen der beiden drangen, da die Tür nur sorglos angelehnt war, zur Wohnstube hinüber und an die Ohren des alten Mannes; der aber fühlte sich nicht im mindesten dadurch gekränkt. Du lieber Gott, es war ja die lauterste Wahrheit! Er wußte es selber sehr gut, daß er den Seinen zur Last gewesen war, und im ähnlichen Falle hätte er auch genau so gedacht und gesprochen. Seit er sein Handwerk aufgegeben, seine Tischlerwerkstelle wegen Mangels an Kunden und Arbeit geschlossen hatte, lebte er bei seinen Kindern, die ihm gegen Aushändigung seiner mühsam ersparten paar hundert Mark und als Lohn für Verrichtung leichterer Hausarbeit: Kost, Logis und Kleidung gewährt hatten. Daß das nicht ewig so dauern würde, hatte er vorausgesehen, und so freute er sich über die Umsicht der jungen Leute, mit der sie alles, was zu seiner Übersiedelung ins Stift gehörte, für ihn besorgten.

„Ich hab' gute Kinder," sagte er befriedigt vor sich hin, gewissermaßen als Endresultat seiner stillen Betrachtungen. Eine feiertägliche Stimmung war über ihn gekommen, so eine freudige Erregung; er hatte jeden kleineren und größeren Zwist, den er mit seinem Sohn und seiner Schwiegertochter ausgefochten, vergessen, nur ihre Fürsorge war in seiner Erinnerung geblieben; er wußte, daß er die Seinen in Zukunft nicht allzu oft mehr sehen werde; die Besuche bei ihm würden sehr bald nachlassen, und auch seine Besuche bei ihnen nicht gerade hoch erfreut werden. Das war aber alles ganz ordnungsgemäß, nur der Lauf der Welt, und bereitete ihm keinen Augenblick Herzweh. Man hatte doch gut für ihn gesorgt, er sah einem friedlichen Lebensabend entgegen, und das war schließlich die Hauptsache.

Während er so vor sich hinträumte, streichelte er unablässig das struppige Fell des Pudels, der sich zu seinen Füßen niedergelassen hatte. Das Tier verstand jeden Blick seines Herrn, er begriff ihn auch ohne viele Worte und kannte jede seiner Stimmungen; so war ihm auch die Aufregung der letzten Tage in die Seele gefahren, und wenn er auch nicht wußte, was da vorgehen sollte, so empfand er doch die Wichtigkeit und Bedeutung des Augenblicks. Er lag ruhig da und sah mit klugen Augen zu seinem Freunde empor, als wollte er ihm sagen, daß unbekümmert um alles, was auch geschehe, es zwischen ihnen beiden beim alten bleibe.

Es klingelte.

„Komm, Vadder", rief der Sohn gleich darauf ins Zimmer, „Hein Kahl is da und hat Deine Kiste schon runtergebracht, nu komm man, Klock zehn müssen wir da sein."

Der Alte erhob sich, der Hund ebenfalls. Und sie gingen alle die Treppen hinunter, zum Hause hinaus. Hin und wieder wurde auf dem Weg durch die belebten Straßen ein Wort zu Hein hinüber gerufen, der auf dem Fahrdamm die Karre mit der Kiste schob, und manchmal fragte eines der Familienmitglieder, ob der Alte nicht dies oder das etwa habe liegen lassen. Nach kurzem Marsch war das Stift erreicht, ein großes, ernstes, graues Haus mit gewaltigem Torbogen. Durch den langen, dunkeln Eingang hindurch, in dem einige Ruhebänke standen, sah man in einen freundlichen, sonnenhellen Garten, in dem einige müde Greise langsam auf und nieder schritten und behaglich ihr Pfeifchen schmauchten.

Die Klingel hallte durch die Räume, und der Pförtner trat vor das Tor. Die Begrüßung war kurz und geschäftsmäßig. Die Karre wurde hereingeschoben, und die Kiste den Armen eines kräftigen Hausknechtes anvertraut.

„Nummer siebenundneunzig, Karl", sagte der Pförtner zu dem Burschen, der mit seiner Last davonging, und fuhr dann, zur Familie gewendet fort: „Der Mann, der da gewohnt hat, is auch gerade siebenundneunzig Jahre alt geworden; vergangene Woch is er tot geblieben, krank is er gar nich gewesen."

Die Ankömmlinge standen in einiger Verlegenheit da; sie wußten nicht recht, was sie nun zu tun oder zu sagen hätten. Aber der Mann mit dem großen Schlüsselbund und der sicheren Amtsmiene machte allem Schwanken bald ein Ende:

„So, nu man zu", sagte er aufmunternd, „nu sagen Sie sich man adjüs, un denn" — hier richtete er sich besonders zu dem neuen Insassen des Hauses — „nu, kommen Sie mit mir auf Ihr Loschih. Ich muß denn auch bald mit Ihnen nach dem Kastellan."

„Können wir nich mit ihm 'rauf kommen?" meinte die Frau schüchtern.

„Nee, meine liebe Frau, das geht nich, heut is nich Visiten-Tag; aber morgen und denn wieder Sonnabend können Sie zwischen zwei un vier ihn besuchen."

Nach kurzem Zögern fand man sich ins Unvermeidliche. Der Alte, den eine nervöse Unruhe ergriffen hatte, gab seinen Sohn und seiner Schwiegertochter schnell die Hand, küßte seine Enkelin flüchtig auf die Stirn, dann rief er seinem Hunde, der schweifwedelnd und aufgeregt der Szene zugesehen hatte, und folgte dem Führer zur Treppe; der aber machte erstaunt kehrt und sagte:

„Aber sind Sie denn ganz des Deubels, Mann? Den Köter wollen Sie doch nich mitnehmen?"

Der Alte stand wie vom Blitz getroffen still, drehte sich ganz entsetzt zu seinem treuen Tier um, das leise winselte, als ahne es die bevorstehende Trennung, und sah es mit verständnislosem Blick an. Dann stotterte er, sich wieder an den Pförtner wendend, verwirrt:

„Ich dachte, ich könnte ihm mitnehmen — —" und sah hilfeflehend den Seinen nach, die sich schon auf dem Heimweg befanden.

„Nu halten Sie sich man nich lang damit auf, Mann," rief der Pförtner, „das is doch ganz selbstverständlich, daß wir den Hund hier nich brauchen können. Wo sollten wir woll damit hin, wenn hier jeder seinen Hund oder seine Katze mitbringt, hier is doch kein Tierasyl!" Und damit trat er zu dem Hund: „Kusch, rut!" machte er, den Fuß hart aufsetzend, so daß das Tier mit schnellen, unbeholfenen Sätzen zur Seite sprang.

Der alte Mann sah zu seinem Hund hinaus, der in dem leuchtenden Sonnenschein des Sommertages doppelt struppig und häßlich erschien; ein langgedehnter wimmernder Ton aus der Kehle des Tieres, das noch immer stand, als warte es auf den Zurückruf von seinem Herrn, drang zu ihm. Deutlich sah er den Schmerz in den Augen des Tieres, und das stumme Flehen dieses Blickes ließ ein brennendes Weh in ihm aufsteigen und schnürte ihm die Kehle zu; heiß floß es ihm in die Augen. Da rief der Pförtner ungeduldig:

„Wird's nu bald?!"

Da wandte er sich der dunklen Treppe zu. Aber der Hund blieb noch immer stehen und sah den alten Mann müden langsamen Schrittes entschwinden.

Der Landgendarm.

Humoreske von Karl Pauli.

(Nachdruck verboten.)

Der alte Landgendarm Elias Born öffnete das Fenster seines Landhäuschens und blickte in den jungen Tag hinaus. Seine schon etwas steifen Glieder umhüllte ein weicher und warmer Schlafrock. Ein Samtkäppchen bedeckte das kahle Haupt und an den Füßen trug er bequeme Hausschuhe. Behaglich legte er die verschränkten Arme auf das Kissen des Fensterbrettes, streckte die lange Pfeife, die er in der Hand hielt, zum Fenster hinaus und fing lustig an zu passen.

Es war ein wunderschöner Maimorgen; die Sonne glänzte am wolkenlosen Himmel und spiegelte ihre Strahlen in tausend Tautropfen wieder, die an Gräsern und Sträuchern hingen. Ein würziger Duft stieg aus den Wiesen empor und von den Feldern hauchte der Morgenwind einen kräftigen Erdgeruch herüber. Kurz, es war ein Morgen, dessen jedes Herz froh werden mußte.

Und froh war auch dem alten Landgendarm ums Herz, als er so in die prangende Flur hineinschaute, aber die Freude sollte nicht lange dauern, denn auf einmal sah er, in nicht zu weiter Ferne, den alten Zibulka daherkommen.

Der alte Zibulka war der Inhaber des zweiten Gasthauses im Dorfe. Zwei gab es nur, der Kretschen, der Logierberechtigung hatte, und die Zibulkasche Restauration, in welcher alle die verkehrten, denen der Wirt oder die Gesellschaft im Kretschen nicht paßten. Der Landgendarm und der alte Zibulka waren nicht die besten Freunde. Der Gendarm hatte den Wirt schon zweimal wegen zu langen Aufhaltens, ja einmal sogar wegen Duldung von verbotenen Glücksspielen melden müssen, und obwohl ihm der alte Zibulka nie etwas nachtrug, ja im Gegenteil, so oft sie sich sahen, versicherte, daß er es ganz natürlich finde, wenn der Gendarm ihn anzeigte, da dies seine Pflicht und Schuldigkeit als Beamter sei, so war doch Born jede Begegnung mit dem Restaurateur unangenehm. Beamte verkehren nicht gern mit Leuten, die ihnen Umstände machen.

Der Landgendarm überlegte daher auch beim Anblick des Wirtes, ob er im Fenster liegen bleiben oder sich zurückziehen solle, aber er lag so bequem, fühlte sich so behaglich, und dann zum Teufel, was hatte er sich denn zu genieren.

Während dieser Betrachtungen des Landgendarmen war der alte Zibulka langsam näher gekommen; jetzt war er beim Fenster.

„Gu'n Morgen, Herr Wachtmeister!" sagte er.

„Gu'n Morgen!" knurrte Born.

Es war als wollte jener vorübergehen, er hatte schon den Fuß zum Vorwärtsschreiten erhoben, aber er setzte ihn wieder hin, machte eine halbe Wendung nach dem Fenster hin und sagte:

„Nu, wie wars denn die Nacht?"

„Nu, wie wird's gewesen sein!" antwortete der Gendarm, der die Frage nur halb gehört, ohne über ihren Sinn nachzudenken, gedankenlos.

„Ich meene halt," sagte der Wirt, „wir haben lange kee so großes Feuer in der Gegend gehabt!"

Feuer?! Der Gendarm fuhr einen halben Zoll in die Höhe. Feuer, ein großes Feuer! Und er hatte geschlafen wie ein Dachs! Verdammt noch einmal! Wenn er nur schnell erfahren könnte, wo es gebrannt hatte. Den alten Zibulka konnte er doch nicht fragen, nein, den auf keinen Fall, das wäre so ein Fressen für den gewesen, allen seinen Gästen zu erzählen, daß er dem eifrigen Herrn Gendarm, der ihn wegen jeder Kleinigkeit aufschrieb, erst sagen gemußt, wo heute nacht das große Feuer gewesen. Nein, den konnte er nicht fragen, höchstens, daß er durch List und Schlauheit etwas aus ihm herausbrachte. Er sank deshalb wieder in seine vorige Stellung zurück und sagte:

„Ja, ja, 's war keine Kleinigkeit, das Feuer da! Waren Sie denn drüben?"

„Nee!" erwiderte Zibulka, „ich bin bloß bis Stöckicht gekommen!"

Aha, dachte der Gendarm. Also über Stöckicht hinaus wars. Und schlau auf den Busch klopfend sagte er:

„Nu aber, da wär' ich doch das Stück weiter gegangen, wenn ich emal so nahe bin!"

„Nahe?" schrie der Wirt, „von Stöckicht bis Koppel nahe? Ja, wenn ener, wie Sie, af'm Pferd sitzt, sunste nie!"

Der Gendarm schmunzelte, daß ihm seine List so gut geglückt. Also in Koppel hatte es gebrannt, das wußte er, aber bei wem? Das mußte er auch herauskriegen.

„Sie waren doch drüben?" fragte Zibulka.

Der Gendarm nahm eine beinahe beleidigte Miene an: „Nu freilich war ich drüben!" sagte er in gekränktem Tone, „wer soll denn drüben sein, wenn ich's nicht bin!"

„Na, und wars wirklich so schlimm?"

„Na, das will ich meinen!"

„Freilich, freilich, man sah's an der Glut, der ganze Himmel war ja nur eine Röte!"

„Nu eben, nu eben!" bestätigte der Beamte, indem er sein Hirn zermarterte, wie er, ohne fragen zu müssen, herausbekommen konnte, bei wem es gebrannt. Aber es fiel ihm nichts ein, und er wäre sicher nicht dahinter gekommen, wenn ihn der alte Zibulka nicht selbst mit der Frage: „Und die Mühle ist ganz runtergebrannt?" darauf gebracht hätte.

Also die Mühle wars, Jülgens Mühle, es gab nur eine in Koppel, sie war alt und ganz von Holz, ja, wenn sie mal brannte, da blieb nichts übrig, daran hatte er schon oft gedacht, wenn er vorbeigeritten, und darum antwortete er jetzt siegesgewiß:

„Ja, die Mühle, die ist ganz runter, da steht kein Balken mehr!"

„Und zwee Kühe sind erstickt?"

„Jawohl, zwei Kühe, ratzekahl erstickt!" bestätigte der Gendarm, ohne in seiner Freude zu bemerken, daß „ratzekahl" als Nebenbezeichnung für Ersticken ein recht komischer Ausdruck war.

„Und zwee Ziegen sind verbrannt?" forschte der unermüdliche Zibulka weiter.

„Bis auf die Hufe!" antwortete der Gendarm.

„Und den Müller hätt's ooch bald vermischt?"

„'s war eben so, daß er wegkam!"

„Aber weiter is wohl nichts passier"

„Nee, weiter nischt!" sagte der Gendarm, erhob sich und schlug mit den Worten: „Adje, Herr Nachbar, ich hab' keine Zeit!" dem Restaurateur das Fenster vor der Nase zu. Mehr wußte der ja doch nicht, was sollte er sich länger mit ihm aufhalten.

„Weib!" schrie er, „Weib! Ziehe Dich an, Du mußt gleich in die Stadt aufs Landratsamt, ich schreibe bloß schnell das Protokoll, die Nacht ist Jülgens Mühle in Koppel abgebrannt, und wir ham's verschlafen, kannst auch a bißl mehr aufpassen, ich alleene kann doch nie alles hören; wenn der Asse nie vorbeikam und ich's erfuhr, konnt' ich noch die schönste Nase kriegen. Na, a bißl Glück gehört zu allem, ich habs ihm noch glücklich so rausgeluxt, daß er's gar nicht gemerkt hat, daß ich nie drib'n war. Mack ock a bißl schnell, ich reit' nachher nach Koppel und während der Zeit trägst Du's Protokoll zum Landrat. Mach' a bißl!"

Nach dieser Situationserklärung setzte er sich hin und verfaßte folgendes Protokoll:

„Einem Hochwohllöblichen Landratsamt meldet der ergebenst Unterzeichnete gehorsamst:

Als ich heute nacht gegen zwei, von meinem Bodenfenster aus, wie dies alle zwei bis drei Stunden meine Gewohnheit ist, Umschau hielt, bemerkte ich einen Feuerschein am Himmel, der mir anzeigte, daß die Jülgensche Mühle in Koppel brannte. Ich weckte sofort meine Frau und ritt hin. Leider hatte das Feuer bei meinem Erscheinen so weit um sich gegriffen, daß ein behördliches Einschreiten nicht mehr möglich, auch war die Verhinderung des Erstickens zweier Kühe nicht angängig, ebenso wie zwei Ziegen nicht aus dem Stalle gelangen konnten und brannten dieselben bis auf die Hufe nieder. Nur der Müller Jülgen entkam persönlich, hingegen ist von der Mühle desto weniger übrig und selbst ein Teil des Platzes, auf dem sie gestanden, ist mit verbrannt."

Bis hierher war der brave Landgendarm gekommen, als seine Frau, zum Gehen fertig, ins Zimmer trat. Born überlas sein Protokoll noch einmal, lächelte stolz befriedigt, denn nach seiner Meinung konnte der Regierungspräsident keine eleganteren Protokolle verfassen als er, setzte schnell die übliche Schlußformel unter das Schriftstück und händigte es seiner Frau ein, ihr nochmals Eile empfehlend, damit womöglich das Protokoll noch vor elf — die Kreisstadt war etwa zwei Meilen davon entfernt — in den Händen der Behörde sei.

Dann, als die Frau fort war, warf er sich in seine Uniform, sattelte die alte Liese und ritt nach Koppel, um sich von dem Stand der Dinge auf der Brandstelle mit eigenen Augen zu überzeugen. Er sollte wenig Gelegenheit dazu haben, denn als er an die Mühle kam, da schaute ihm diese freundlich einladend und vollständig unverbrannt entgegen.

Im ersten Augenblick traute der Landgendarm seinen Sehwerkzeugen nicht, um aber im nächsten Moment ganz klar zu sehen.

O, dieser Zibulka, dieser Schurke! Aber wart', die Lüge soll ihm teuer zu stehen kommen! Ach was, Lüge! Zibulka hatte ja gar nicht gelogen; er, er, der Landgendarm, die Obrigkeit; er hatte ja alles selbst erzählt, er hatte gelogen! von der Mühle, von den Kühen, von den Ziegen, von — und das Protokoll! Mein Gott das Protokoll! Die alte Liese wurde plötzlich herumgerissen, als wenn sie ein Flederwisch wäre, und bekam, seit mindestens zehn Jahren zum erstenmal wieder die Sporen. Hei, wie die alten Knochen ausgriffen! Aber sie schaffte es nicht, eine halbe Stunde vor der Kreisstadt stieß Born auf seine, bereits auf dem Rückwege befindliche Frau. Sie hatte sich sehr beeilt und das Schriftstück den Herrn Landrat persönlich übergeben. Das war zuviel für Elias Born. Er war ja so kein Jüngling mehr und hatte längst an ein Ruhepöstchen gedacht. Als er aber von seiner Burg aus später die Kutsche des Allgewaltigen direkt von der abgebrannten Mühle her kommen sah, wußte er, was die Glocke geschlagen hatte. O Zibulka!

Der alte Landgendarm ließ sich von seinem Mutterchen zu Bett bringen. Als er wieder aufstand nach etlichen Wochen war er eine gefallene Größe, ein — Wachtmeister a. D. — Aber er war weich gefallen. Selbst die alte Liese durfte er mitnehmen in Landrats Stall. Der Allgewaltige hatte furchtbar gelacht, als er den Sachverhalt erfuhr und ihm neben seiner Pension doch noch ein Pöstchen auf seinen Gütern eingeräumt.

Den Zibulka aber hatte er wie Blei im Magen, und sein Nachfolger tat ihm den Gefallen, den Kerl mächtig auf die Finger zu sehen. —

Einmal wollt' ich früh aufstehn.

Humoristische Skizze. Nach dem Ungarischen von Armin Ronai.

Das Frühaufstehn war nie meine Sache. Ins Bett möchte ich immer recht spät. Bin ich aber einmal in den Federn, so wünsche ich mich gar nicht mehr heraus. Das Süßeste am Schlafen aber ist das Weiterschlafen. Weiterschlafen mit Bewußtsein bis in den hellen Tag hinein. Zur Sommerszeit, wenn ich glücklicher Strohwitwer bin, halte ich mir einen Diener, der lediglich die Aufgabe hat, mich energisch zu wecken, wenn nötig, aus dem Bett zu ziehen, sonst käme ich gar nicht ins Bureau.

Ist aber meine Familie daheim, so liegen die Verhältnisse ganz anders. Ich habe nämlich im Hause drei dienstbare Geister. Eine Köchin und zwei Stubenmädch[illegible] Ich bin kein Rockefeller, aber meine Frau tut's eben nicht anders [illegible]un hat die Köchin die Verpflichtung, täglich um acht Uhr in die Markthalle zum Einkauf zu gehen. Sie steht also zehn Minuten vor acht Uhr auf. Dem ersten Stubenmädchen hat der Arzt das Aufstehen vor sieben Uhr verboten, weil sie an Kopfschwindel leidet. Das zweite Stubenmädchen hingegen steht wohl schon um sechs Uhr auf, doch sie hat das Reißen in den Beinen und muß sich, ebenfalls auf Anordnung des Kassenarztes, von sechs bis sieben Uhr mit Kampferspiritus massieren.

Man kann sich bei diesen Verhältnissen in meinem Hause meine Verlegenheit denken, als ich eines Tages eine Depesche erhalte, in der mir Tante Jeanette, die einzige der in Betracht kommenden Erbtanten unserer Familie, mitteilte, sie käme andern Tags halb sechs Uhr früh an, um einige Zeit bei uns zu verbringen. Wegen der Hitze am Tage zöge sie es vor, des Nachts zu reisen.

Um halb sechs Uhr! Das hieß also, ich mußte spätestens ein viertel vor fünf aufstehen, um noch rechtzeitig zum Zuge zu kommen und die geliebte Erbtante abholen zu können.

Das war ein überaus schwieriges Problem!

„Ich! — und um diese ganz unmögliche Zeit aufstehen!

Mein Schwager meinte, das beste wäre, ich ginge erst gar nicht zu Bett, so sei es am sichersten, daß ich nicht verschlafen würde. Damit war aber meine Frau aus allgemein moralischen Gründen nicht einverstanden, und auch ich wies diesen Ausweg von mir, denn ich konnte doch nicht der Tante mit einem übernächtigen Gesicht entgegentreten.

Wie sollten wir es aber anfangen, daß ich bestimmt um halb fünf geweckt werde? Einfach auf den amerikanischen Wecker uns verlassen, ging nicht wohl an, denn sowohl ich, als meine Frau schlafen derart tief und gesund, daß wir zu so früher Stunde auch drei vereint lärmende Wecker überhören würden. Und wie, wenn der Mechanismus just diesmal, wenn es sich um den Empfang der Erbtante handelt, versagte? Von den Mädchen wollte aber keines die Aufgabe übernehmen, mich zu so unglaublicher Zeit aufzuwecken. Die Köchin meinte sogar, sie zöge es vor . . . . . Wir gaben ihr schleunigst ein kostbares Geschenk und schwiegen.

Aber geweckt mußte ich doch werden. Ich ließ [illegible]ausinspektor zu mir kommen.

„Wann stehen Sie jeden Tag auf?" frug ich ihn aus.

„Um sechs Uhr."

„Dann können Sie mir nichts nützen."

„Um was handelt es sich denn?"

„Ich muß morgen früh spätestens dreiviertel fünf Uhr unbedingt geweckt werden, weil ich um halb sechs am Bahnhof sein will."

„Das ist ganz einfach zu machen. Mein kleiner Sohn wacht täglich um halb fünf auf und verlangt Milch. Weil er aber keine bekommt, fängt er zu brüllen an, worauf ich jedesmal erwache."

„Nun ja, wenn aber Ihre Frau dem Jungen gerade morgen Milch gibt, dann brüllt er nicht und Sie wachen nicht auf."

„Das ist ausgeschlossen, denn der Milchmann bringt die Milch erst um sechs. Wir können uns aber auch auf andere Weise versichern."

„Lassen Sie hören."

„Ich werde mich durch den Vizeinspektor um halb fünf wecken lassen."

Unser Haus, als Riesenzinskaserne hat nämlich auch einen Vizecerberus. Der Hausherr kann sich den Luxus erlauben — auf Kosten der Mieter.

„Also ganz recht. Der Vizeinspektor wird Sie wecken. Wer wird aber den Vizeinspektor aus seinen jedenfalls süßen Träumen reißen?"

„Auch dafür ist gesorgt. In unserm Hause wohnt nämlich im dritten Stock ein Ministerialbeamter. Der spielt jede Nacht im Kaffeehaus bis 4 Uhr früh Karten. Dann kommt er nach Hause, klingelt, der Vizeinspektor steht auf, läßt den Ministerialbeamten ein, er weckt dann mich auf, ich wecke Ihr Stubenmädchen auf, und Ihr Stubenmädchen weckt Sie auf."

„Ei, freilich, das ist ganz einfach. Nun gut, ich will mich auf diesen Weckapparat verlassen. Selbstverständlich bekommen Sie alle ein gutes Trinkgeld — bis auf den Ministerialbeamten, der bekommt nichts, weil er ja nur ein zufälliges inaktives Glied in der Kette meiner Weckvorrichtung ist."

Der Hausinspektor schmunzelte und ging. Ihm gefiel das in Aussicht gestellte Trinkgeld.

Schon kurze Zeit darauf wurde ich aber schwankend. War auch wirklich Verlaß auf diese Menschen? Wie, wenn der Ministerialbeamte als unordentlicher Bummelmensch auch im Nachhausekommen unordentlich ist und just morgen erst nach fünf seine Kartenpartie beendet? Kann man überhaupt in einen nächtlichen Kartenspieler, selbst wenn er Ministerialbeamter ist, den Anker seiner Hoffnungen werfen?

Ich zitierte den Vizeinspektor vor mich.

„Sagen Sie, wann kommt der Herr aus dem dritten Stock gewöhnlich heim?"

„Jede Nacht um vier, längstens viertel auf fünf."

„Ist das auch sicher?"

„Seit acht Jahren hat es nur einmal nicht gestimmt. Damals hatte der Herr die Influenza und ging nicht aus. Sonst war es immer vier Uhr früh, wann er heimkam, — eher stürzt die Welt ein."

„Hm, dann scheint der Herr Ministerialkartenspieler wirklich pünktlich zu sein. Und in welchem Café spielt er denn?"

„Hier schräg gegenüber in der „Blauen Kugel."

Der tiefe Sinn dieser Frage war, daß ich nach Entlassung des Vizeinspektors stracks in die „Blaue Kugel" ging und mich dort mit dem frackschwänzigen Oberkellner ins Einvernehmen setzte. Gegen ein gutes douceur versprach mir der Ganymed, falls diesmal doch etwas passieren sollte, was den regelmäßigen Lauf der Welt stören könnte, den

Ministerialbeamten punkt vier zum Nachhausegehen zu veranlassen, — nötigenfalls hinauszuwerfen.

Ich verließ das Café und trat auf die Straße.

Noch einmal überdachte ich den ganzen komplizierten Apparat. Ein Punkt also war es, auf dem das ganze künstliche Gebäude ruhte. Und dieser Punkt war der Ministerialbeamte. Alles klappte großartig, wenn dieser Herr die Freundlichkeit hatte, wie jeden Tag auch morgen punkt vier Uhr heimzukehren und den Vizeinspektor zu wecken.

Wie aber, wenn der Ministerialbeamte just morgen auf die Idee kam, noch einen Punsch zu trinken, oder in der Morgenluft ein Stündchen spazieren zu gehen? Quälende Zweifel beschlichen meine Seele. Ich suchte nach einer weiteren Garantie.

Vor unserem Hause ist ein Droschkenstandplatz.

„Meine Herren", sprach ich die Kutscher an, „ist jemand von Ihnen heute nacht hier auf dem Posten?"

Eine Gestalt trat vor.

„Nun also, lieber Freund, hier eine kleine Gabe, für die Sie die Güte haben wollen, punkt vier Uhr bei uns anzuläuten und dem Vizeinspektor nur soviel zu sagen, er möge wecken. Hören Sie? Wecken!"

„Soll pünktlich geschehen."

Nun atmete ich erleichtert auf. Ich hatte getan, was in diesem Falle menschenmöglich war. Mochte die geliebte Tante kommen, ich würde jedenfalls mit weitgeöffneten Armen am Bahnhof sein. Beruhigt ging ich nach Hause, speiste in prächtiger Laune zu Nacht, legte mich zu Bett und schlief bald ein wie ein Mensch, dessen Gegenwart und Zukunft sich im Geleise absoluter Ordnung und Zuverlässigkeit bewegt.

— — — — — — — —

Gerade in jener Nacht herrschte nun ein wahrer Orkan, der im Stadtpark Bäume entwurzelte und sonst allerlei Allotria trieb. Gegen Morgen wütete der Sturm am heftigsten: er riß die mächtige Firmatafel des Klempnermeister Gelb, der vis-à-vis wohnt, aus den Angeln und warf sie aufs Pflaster. Auf das höllische Gepolter hin wachte ich natürlich auf und dachte gleich an San Franzisko und Valparaiso. Was kann man wissen! Die Erde wackelt überall bedenklich.

Ich sprang mit einem Satz aus dem Bett und sah nach der Uhr. Es war dreiviertel auf vier.

Was war da zu machen? Zurück ins Bett und noch ein Stündchen schlafen? Wenn aber der Kartenspieler nicht heimkam, der Kutscher vergriffen war, das Kind des Inspektors nicht brüllte?

Ich betrachtete die heruntergerissene Firmatafel als zarten Wink des Schicksals und zog mich an. Dann lehnte ich mich zum Fenster hinaus und sog die balsamische Morgenluft ein, harrend der Dinge, die sich nun entwickeln würden.

Richtig, punkt vier Uhr komplimentierte der Oberkellner den Ministerialbeamten zum Café hinaus, gleichzeitig näherte sich der bestochene Droschkenkutscher unserem Haustor. Beide zogen vereint die Hausglocke.

Ich eilte auf den Korridor hinaus. Eben weckte der Vizeinspektor den Oberinspektor. Im selben Moment brüllte der Junge, weil er keine Milch bekam. — Es klappte alles wunderbar.

Nun kam der Inspektor die Treppe herauf, um das Mädchen zu wecken, ehe er aber noch oben war, erschien auch schon Elise, die Hilfsmagd, mit verweinten Augen, denn sie habe ohnedies die ganze Nacht nicht geschlafen, weil sie heftige Zahnschmerzen hatte.

Und ich lachte über den ganzen komplizierten Apparat; denn ich war ja schon längst wach und in Toilette.

Dann nahm ich das Frühstück in souveränem Gleichmut ein, rauchte noch eine Zigarre und fuhr dann zum Bahnhof hinaus, wo ich genau fünf Minuten vor halb sechs ankam.

Dort empfing mich die Nachricht, daß der Personenzug meiner Tante drei Stunden Verspätung habe, denn der nächtliche Sturm habe irgendwo den Bahnkörper zerstört . . . .

Nun habe ich das Frühaufstehen für allen Zeiten abgeschworen.

Nicht abzuschrecken.

Reisender (der eben hinausgeworfen wurde) am Telephon: Bitte, hier Veilchenduft & Co. Bemerke eben, daß ich auf der Treppe bei Ihnen mehrere Muster verloren habe. Vielleicht machen Sie doch noch 'mal einen Versuch, sehen sich die auf der Treppe verlorenen Muster an und bestellen mir danach etwas. Jedenfalls werde ich mir heute nachmittag wieder — erlauben, nachzufragen!

Unsere Bilder.

Das anmutige Gemälde von M. Levis „Trudels Liebling", das wir unseren Lesern in einer wohlgelungenen Wiedergabe vorführen, zeichnet sich durch liebenswürdigen Humor und feine Beobachtung aus. Trudel und ihr Liebling, der schöne Seidenspitz, sind zwei allerliebste Geschöpfe, die von dem Maler so treffend wiedergegeben sind, daß sie förmlich lebenswahr aus dem Bilde hervortreten. — Unser nächstes Bild stellt die alte römische Arena zu Verona dar. Die Stadt Verona ist außerordentlich reich an antiken kirchlichen und weltlichen Gebäuden und hat aus diesem Grunde eine ganz besondere Anziehungskraft für die Italienreisenden. Eine Hauptsehenswürdigkeit bildet das im Bilde vorgeführte Amphitheater. Es wurde im Jahre 290 v. Chr. G. unter Diokletian erbaut und ist 153 Meter lang, 123 Meter breit und 32 Meter hoch. Es hat Raum für 20000 Zuschauer. Im Jahre 1805 ließ es Napoleon I. restaurieren.

Kunst und Künstler.

Die Ästhetik bietet ihre abstrakten Begriffe, Theorien, Kategorien auf, das Unbegreifliche in der Kunst begreiflich zu machen. Aber es ist unmöglich, ein so konkretes Gebilde wie die Kunst abstrakt zu fassen. Nie kann die Kunst ästhetisch-philosophisch abstrakt begriffen werden, immer muß sie anschaulich empfunden sein. Es gibt in der bildenden Kunst kein anderes vermittelndes Element, keine andere Sprache als das Auge.

Die Kunst ist verloren, sobald sie anstatt mit der Empfindung mit dem Verstand begriffen werden muß.

Ein jeder Künstler hat nur die Natur, die er sieht, nicht die Natur, die ist, zum Bildungsstoff.

Das Porträt eines Menschen muß zugleich die Seele seiner Erscheinung wie die Erscheinung seiner Seele sein.

Die Umwandlung der Natur in eine innerliche Vorstellung und wieder in den äußerlichen, in einen neuen Ausdruck der Erscheinung zurück ist das Kunstproblem.

Kurt Münzer.

Die Intensität, mit der der Künstler das bisher im Stoffe kaum Geahnte zum Ausdruck bringt, macht seine Kunst aus, nicht seine Gedanken.

Max Klinger.

Die Bilder sollen sagen, was er fühlt und denkt, nicht der Künstler.

Böcklin.

Schön ist alles, was die guten Eigenschaften einer Sache zeiget

R. Mengs.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.